

Claudio M. Mancini

La Nera

Ein Mafia-Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Mai 2012
© 2012 Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Herbert Neumaier
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50911-1

2 4 5 3 1

*Mein Dank gilt meiner geliebten Susan,
die mich mit Rat und Tat unterstützt
und mir als kritische Beraterin zur Seite gestanden hat.*

*Si tenta di fare, la morte di fuggire,
si va nella gola.*

(Versucht man dem Tod zu entfliehen,
läuft man ihm in den Rachen.)

Wichtige Figuren

Generale Nicola Di Gregori	Polizeichef der Direzione Investigativa Antimafia, Rom
Lodovico Della Torre	Generalstaatsanwalt und Teresa Principatos Onkel
Direttore Giancarlo Pontine	Leiter der DIA, Rom
Commissario Emilio Casaverde	Assistent von Pontine, DIA, Rom
Comandante Francesco Tassilo	Chef der operativen Einheit, DIA, Rom
Dottoressa Teresa Principato	Staatsanwältin in Palermo
Capitano Piero Losanto	Sonderermittler, DIA
Sophia Saviani	La Nera, Giulio Savianis Frau
Giulio Saviani	Chef der Kliniken und der Firma Uniplasma Int.
Don Anselmo Saviani	Vater von Giulio
Marga Saviani	Mutter von Giulio
Sandro Calogheri	Der Leibwächter Savianis
Bruno Calogheri	Bruder von Sandro
Giannino Giuso	Consigliere der Familie Saviani
Antonio De Cortese	Staatssekretär im Ministerium für Soziales
Professore Pietro Cerlosa	Chefarzt der Kosmetischen Klinik, Bologna
Dottore Francesco Aguilera	Stellvertreter von Professore Cerlosa
Franco Vasarella	Chef der Uniplasmalabors

Roberto d’Arenal	Vater von Sophia
Don Salvatore Fillone	Pate und Boss in Corleone
Andrè Fillone	Sohn des Paten Don Fillone
Ivan Badolento	Mafioso, Freund von Andrè Fillone
Enrico Nozzi	Mafioso, Freund von Andrè Fillone
Giancarlo Castra	Mafioso, Freund von Andrè Fillone
Don Edoardo Paluzzi	Pate und Chef eines Bestattungsunternehmens
Mauro, genannt Brufolo	Mafioso und Paluzzis Killer
Renato Salvo	Mafioso und Verwalter
Paolo Montoglio	Mafioso, Verwalter von Paluzzi

*Die handelnden Personen sind frei erfunden.
Eventuelle Namensgleichheiten rein zufällig.*

Inhalt

Erster Teil

13

1. Zeit der Schafschur	15
2. Kalkulierte Zukunft	37
3. Rotoli, Amphitheater des Todes	50
4. La Sposa – Heirat in bessere Kreise.....	61
5. Nützliche Hochzeitsreise.....	75
6. Verabredung mit Edoardo Paluzzi	91
7. Vergeltung in Santuario	102

Zweiter Teil

125

8. Tod in Genova	129
9. Monte Cardeto	141
10. Il Direttore.....	160
11. Konvoi nach Netřebice.....	190
12. Porto Cervo.....	206
13. Ermittlung	231
14. Giannino Giuso.....	246
15. Antonio De Cortese	269
16. Graue Eminenz	285
17. Sandro.....	294
18. Vermutungen	312
19. Die Fänger	322
20. Wütende Trauer.....	333
21. Lagebesprechung in Rom.....	339

22. Das Meeting	363
23. Bittere Wahrheiten	392
24. Losanto	420
25. Stiller Abgang	440
26. Das Trüffelschwein	457
27. Der Fels des Sisyphos	480
28. Rione Tamburi	487
29. Der große Pate	500
30. Dummer Zufall	519
31. Der Plan	532
32. Operation Herzschlag	546
33. Sophias Finale	567
34. Beklemmende Nachricht	578
35. Brufolo	583
36. Ein bitteres Ergebnis	597
37. Kommuniké	611

Epilog
613

Erster Teil

März 1985 bis März 1991

I.

Zeit der Schafschur

Frühjahr 1985

Ein kalter Morgen brach an im abgelegenen Hochtal von Santuario del Rosario, einer bäuerlichen Ansiedlung, nur wenige Kilometer von Corleone entfernt. Nebelschleier lagen über den Senken und bedeckten wie verwehte Zuckerwatte die zerklüftete Landschaft. Bald würde die aufgehende Sonne ihre Kraft entfalten und die aschenfarbenen Häuser und Bauernhöfe an diesem frühen Märztag erwärmen. Es roch nach frischem Dung und moderndem Holz.

Die im 16. Jahrhundert erbaute Kirche Madonna di Tavaglia erhob sich wie ein trutziger Klotz in den Himmel. Das monumentale Kirchenschiff mit seinen mächtigen, graubraunen Feldsteinen war im 17. Jahrhundert Sitz des gefürchteten Inquisitionstribunals gewesen und machte den archaischen Landstrich zu einem mystischen Ort. Ein paar hundert Meter von dem berühmten Gotteshaus entfernt gelangte man über eine Kreuzung an einen unbefestigten Weg, der quer durch brachliegende Kartoffelfelder und abgegraste Schafweiden zum herrschaftlichen Haus des alten Marchese führte. Er war der Herr des ehemaligen Feudums, zu dem einst auch der Hof von Sophias Vater gehörte. Schafe blökten, als sie von den Männern in den Pferch getrieben wurden. Rauhe Stimmen und Gelächter erklangen vor dem Haus. Sophia erhob sich von ihrem Stuhl und öffnete neugierig das Küchenfenster. Vor ihren Augen breitete sich die sattgrüne Hochebene aus. Morgentau lag in den Wiesen und ließ die benetzten Gräser in der durchbrechenden Sonne wie Diamanten aufblitzen.

Um Roberto d'Arenal, ihren Vater, scharte sich ein halbes Dutzend Männer.

Sie standen im Hof, bereit für die anstehende Arbeit. Es waren grobschlächtige Typen aus den Bergen, mit breiten Schultern und gebräunten, vom Wetter zerfurchten Gesichtern, die Krepfen ihrer verknautschten Hüte tief in die Stirn gezogen. Gefütterte Jacken schützten sie vor der feuchten Kälte. Wie aus Leder gegerbte Physiognomien und schwielige, von harter Feldarbeit rissige Arbeiterhände erzählten vom mühevollen und entbehrungsreichen Leben in den Bergen.

Ein junger, kräftiger Mann kletterte über das Holzgatter des Pferchs. Vor der Umzäunung entfachte einer der Älteren ein Feuer, und ein anderer hielt einen Blechkübel bereit. Der junge Mann, den sie Pasquale riefen, griff geschickt nach einem Schaf, zog es blitzschnell zwischen seine Beine und schnitt ihm lachend die Kehle durch.

Sophia kannte das blutige Ritual vor dem Scheren der Schafe, das sich jährlich zweimal wiederholte. Schon oft hatte sie es mit angesehen, aber an die Grausamkeit der Männer würde sie sich nie gewöhnen. Aus dem gerinnenden Blut wurde eine dicke Suppe über dem Feuer gekocht. Dazu gab es Oliven, hauchdünnes, krosses Fladenbrot aus Weizenkleie und Pecorino, Frühstück für die Bauern, die bald von den benachbarten Höfen kommen würden, um bei der Schur zu helfen. Und nach der Arbeit, wenn die Wolle in Säcke gefüllt war und die Schafe nackt in den Wiesen standen, dann würde es ein Fest im Dorf geben. Aber bis dahin war es noch ein langer Tag.

Geredet wurde nicht viel. Sizilianer bevorzugten die Kommunikation mit schnellen Gebärden, eine Sprache, die ohne Worte auskommt. In der langen Geschichte der Fremdherrschaften war es für sie oft klüger, den Mund zu halten, Blicke und Gesten genügten.

Die Tür öffnete sich. Ihr Bruder Tommaso trat mit schweren Stiefeln in die Küche. Fröstelnd ging er zum Tisch, während er

unübersehbare Spuren von Mist und Morast auf dem gerade feucht aufgewischtem Dielenboden hinterließ.

»*Fa freddo!*«, bemerkte er fröstelnd, schälte sich aus seiner gefütterten Jacke, warf sie über den Stuhl neben sich und rieb sich die kalten Hände.

Sophia musterte ihn mit kaum verhohlenen Ärger. Sie würde noch einmal aufwischen müssen. »Kannst du deine Schuhe nicht draußen vor der Tür abtreten?«

Seine Blicke folgten Sophias Augen. »*Scusa*«, murmelte er mit schuldbehafteter Miene und betrachtete seine Lehmspuren, die er auf dem Küchenboden hinterlassen hatte. Aber sofort zeigte er wieder ein strahlendes Lächeln. Er wusste, seine Schwester konnte ihm nicht lange böse sein. »Soll ich die Schuhe ausziehen, La Nera?«

»Das ist jetzt auch schon egal! Und nenn mich nicht immer La Nera! Schließlich stamme ich nicht aus Afrika.«

Tommaso grinste. »Alle auf dem Hof nennen dich so. Niemand hat schwärzere Haare und dunklere Augen als du.« Er warf ihr einen scheelen Seitenblick zu. »Meine Freunde sagen, ich hätte die rassistischste Schwester weit und breit!«

»Wenn die das sagen ...«, erwiderte sie mit einem Anflug von Sarkasmus.

Gerade siebzehn geworden, arbeitete Tommaso trotz seines jugendlichen Alters schon wie ein richtiger Mann. Er hatte den kräftigen Körperbau seines Vaters und auch dessen schwarze Augen, die voller Leidenschaft glühen konnten, wenn er guter Laune war, oder hart wurden, wenn er sich ärgerte. Auf den ersten Blick hätte man ihn für einen Erwachsenen gehalten. Doch wenn er seinen Schlapphut absetzte und die schwere Filzjacke auszog, war er wieder ihr kleiner Bruder. Sophia liebte ihn, auch wenn er sich manchmal unmöglich benahm.

»Setz dich!«, erwiderte sie. »Der Espresso ist gleich fertig.«

Tommaso ließ sich seufzend auf den Küchenstuhl fallen, fummelte aus seiner Jackentasche eine zerknitterte Zigaretten-

packung heraus und warf sie vor sich auf den derben Holztisch.
»Das wird ein Tag! Wir haben knapp dreihundert Schafe vor uns. Die Wölfe haben letzte Nacht vier Stück gerissen. Ich werde nächste Woche Jagd auf sie machen.«

»Wasch dir die Hände!«, forderte Sophia streng.

Er betrachtete seine verschmutzten Hände, stemmte sich aus dem Stuhl und ging hinüber zum steinernen Waschbecken.

»Du kannst den Backofen anheizen«, kündigte er an, »heute gibt es frische Stallhasen. Gerade habe ich ihnen das Fell abgezogen.« Gebannt beobachtete er, wie das Blut unter dem fließenden Wasser von seinen Fingern ins Becken tropfte und in kreiselnden Wirbeln vom Ablauf verschluckt wurde.

Die Küche war zentraler Treffpunkt der Familie und der Arbeiter. Der große rechteckige Raum mit dem altmodischen Ofen in der Ecke und dem hohen amerikanischen Külschrank wirkte zusammengestückelt. Die Einrichtung war über Jahre hinweg immer wieder ergänzt oder ausgetauscht worden. Nur der altertümliche Geschirrschrank mit den gefassten Glastüren und die riesige Granitspüle schienen so alt wie das Haus zu sein. Der Geruch von zurückliegenden Mahlzeiten und von Ziegen und Schafen hatte sich wie eine Patina in den groben Fugen der Steinwände eingenistet.

»Hast du Lust, mit mir heute Abend nach Corleone zu gehen?«, fragte er beiläufig. »Andrè Fillone hat mich eingeladen. Er will unbedingt, dass du mitkommst.«

Sophia lachte auf. »Das hätte er wohl gern!«

»Vater hätte garantiert nichts dagegen, das weißt du.«

»Das heißt noch lange nicht, dass ich deshalb Andrè sehen möchte.«

»Was gefällt dir an ihm nicht? Ich finde, er ist ganz in Ordnung«, wandte Tommaso ein. »Okay, er ist ein Angeber und nimmt sich manchmal etwas zu wichtig. Aber man kann viel Spaß mit ihm haben.«

»Er hat das Benehmen eines Primaten, ist dumm und unappe-

titlich. Er bildet sich ein, dass er dich und deine Freunde mit dem Geld seines Vaters beeindrucken kann«, antwortete sie spöttisch. »Wenn er wüsste, wie wenig er mich interessiert!«

»Andrè fährt immerhin einen Porsche.« Tommasos Augen bekamen einen träumerischen Glanz.

»Kann er auch lesen und schreiben?«

»Sonst hätte er keinen Führerschein«, konterte Tommaso und grünte unverschämt.

»Und du meinst, das reicht fürs Leben?«

»Du bist ganz schön arrogant! Nur weil du in Palermo studierst, sind wir hier noch lange nicht die Idioten. Andrè braucht jedenfalls keine Universität.«

Sophias Augen funkelten angriffslustig. »Du weißt ganz genau, dass niemand in Corleone Don Fillone etwas abschlagen würde, vor allem dann nicht, wenn es um seinen Sohn geht. Aber was würde er wohl tun, wenn er nicht so einen großartigen Vater hätte? Mit Bauklötzchen spielen?«

Tommaso zuckte die Schultern, wischte seine nassen Hände an der Hose ab und kehrte an den Tisch zurück. »Andrè ist der Sohn des Paten.«

Seine lapidare Feststellung klang wie eine Rechtfertigung für das luxuriöse Leben und die weitere Zukunft des jungen Fillo-
ne. Sie erinnerte Sophia aber auch an die Lage, in der sich ihr Vater befand. Ihr Hof in Santuario del Rosario war abhängig vom Entgegenkommen des Paten Don Fillo, wie er in Corleone ehrfürchtig genannt wurde.

»Er ist achtzehn und ich bin zweiundzwanzig«, bemerkte sie schnippisch und stellte den kochend heißen Kaffee auf den Tisch.

»Na und?«, antwortete er muffig. »Er sieht wesentlich älter aus. Mindestens wie fünfundzwanzig.«

Sophia lachte schallend, »und er hat das Spatzenhirn eines Zwölfjährigen. Beinahe hätte ich gesagt, er ist ein wenig zurückgeblieben.«

»Sein alter Herr ist reich. Vater sagt, du kannst es dir nicht leisten, wählerisch zu sein. Hast du bemerkt, wie Andrè dich ansieht? Er ist scharf auf dich, das sieht doch jeder!«

Sie winkte ab, setzte sich zu ihrem Bruder und beobachtete ihn, wie er die Füße von sich streckte. Für einen Augenblick kam sie ins Grübeln. Das Fest würde ein wenig Abwechslung in ihren Alltag bringen, der üblicherweise aus Lernen und ungeliebter Hausarbeit bestand. Warum sollte sie sich nicht auch ein paar unbeschwerte Stunden gönnen.

Sophia war für eine sizilianische Frau ungewöhnlich selbstbewusst, eine Haltung, mit der die Männer in einer Region mit festgefühten Traditionen und starren Rollenzuweisungen nur schwer umgehen konnten. Schnell hatte sie gelernt, wie man sich die Burschen gerade so weit vom Leib hielt, dass sie nicht sofort jedes Interesse an einem verloren. Auch wenn sie es manchmal amüsant fand, wenn die jungen Kerle wie liebestolle Hunde ums Haus strichen und ihr glühende Blicke zuwarfen, die Avancen prallten an ihr ab wie ein Ball, den man gegen eine Wand wirft. Die heißblütigen jungen Schönlinge mit der Attitüde der Unwiderstehlichkeit versuchten ihre Aufmerksamkeit zu erregen, waren aber oft genug nur eingebildete kleine Gauer, die nicht mehr besaßen als ihren Stolz. Sophia war überzeugt, dass es zu viele durchschnittliche Männer mit überdurchschnittlichem Selbstwertgefühl gab, eine Mischung, die sie verachtete.

Sie war klug genug, um zu wissen, dass Frauen in den Dörfern nicht viel galten. Hier war sie nur die Tochter von Roberto d'Arenal und die Schwester von Tommaso d'Arenal, eines Tages würde sie dann die Frau irgendeines Mannes sein, der sie in völliger finanzieller Abhängigkeit erstickte. Dann würde sie so werden, wie Männer sich hier eine Frau vorstellten, und nicht so, wie sie wirklich sein wollte.

»Also? Was ist nun?«, fragte Tommaso. »Gehst du mit mir aufs

Fest oder nicht? Andrès Schwester ist auch dabei. Sie bringt bestimmt ihre Freundinnen mit.«

»Alleine wäre ich sowieso nicht hingegangen«, entgegnete sie, »aber du kannst gerne zugeben, dass es dir eigentlich um etwas anderes geht.« Ein wissendes Lächeln flog über ihr Gesicht. »Du willst Sandra treffen, oder? Du brauchst mich als Alibi, damit du mit ihr flirten kannst, stimmt's?«

Tommaso beobachtete Sophia aus den Augenwinkeln und lachte verlegen. »Sein Vater wird sechs Ferkel spendieren«, wechselte er das Thema. »Sie werden auf der Piazza über dem Feuer gegrillt.«

»Wer kommt außerdem?«, erkundigte sich Sophia nun interessierter.

»Silvio und Carlo bringen ihre Schwestern mit, die kennst du doch auch!«

Sophia nickte. »Carlos Schwester ist im gleichen Semester wie ich.« Sie überlegte einen Augenblick. »Das könnte ganz lustig werden mit ihr. Aber Tanzen werde ich mit den Typen nicht, das sage ich dir gleich!«, stellte sie mit entschlossener Stimme klar. »Willst du noch einen?« Sie hob die Espressokanne hoch, wartete aber nicht auf Tommasos Antwort, sondern goss stattdessen nach.

»Musst du ja nicht. Wir sind eine ganze Clique. Pietro, Anselmo, Silvio. Rodolfo wird sicher mit seinen zwei Schwestern da sein. Und das Beste daran ist, das Ganze kostet uns keine Lira.« Tommaso wartete gespannt auf die Entscheidung seiner Schwester.

»Nur wenn Vater mich nicht braucht. Du weißt doch, seitdem *la mamma* nicht mehr hier ist.« Sophia schwieg betreten, als sie den finsternen Ausdruck im Gesicht ihres Bruders bemerkte.

Das Thema war im Haus d'Arenal nicht nur ein Tabu, es war eine klaffende Wunde. Roberto d'Arenal galt als ein *cornuto*, ein Gehörnter. Er hatte seine Ehre verloren, als seine Frau ihn von heute auf morgen wegen eines anderen Mannes verließ. Auch an Sophia und Tommaso war das Gespött der Leute nicht

spurlos vorübergegangen. Und Mutters neuer Mann war nicht irgendjemand gewesen, er war einer der Mächtigen, einer der Paten in Palermo, der sich genommen hatte, was er wollte. Sophia hatte sehr früh begriffen, dass Frauen in ihrer Rolle als Mütter idealisiert wurden, aber man trat ihnen mit Unterdrückung und Ausgrenzung, notfalls auch mit roher Gewalt entgegen, wenn sie dem traditionellen Bild nicht entsprachen. Ein Sizilianer würde sich immer das Recht herausnehmen, seine Frau zu betrügen.

»Ich könnte meinen neuen Rock anziehen«, versuchte Sophia die peinliche Situation zu überspielen.

»*Madonna*, stell dich nicht so an!«, brummte Tommaso und versuchte seine Fassung zu wahren. »Du gehst mit mir! Und wenn wir André treffen, bist du nicht alleine.« Sein Blick wurde ernst, und seine Miene sprach Bände. Kein Mann würde es wagen, sich seiner Schwester zu nähern, ohne dass er es mit ihm zu tun bekäme.

Sophia lächelte in sich hinein. Tommaso spielte nicht nur den Beschützer, er war auch der argwöhnischste Aufseher, den sie sich denken konnte, und er würde diese Rolle ernst nehmen, schon deshalb, um nicht erneut die Ehre der Familie aufs Spiel zu setzen.

»Zuerst bringe ich die Wolle in die Spinnerei, danach fahren wir mit der Vespa nach Corleone. Mit deinem Auto bekommen wir dort sowieso keinen Parkplatz. Wir treffen uns um sieben Uhr an der Piazza vor der Chiesa Santa Maria. Sieh zu, dass du bis dahin fertig bist!«

»Gut«, stimmte Sophia zu und räumte das Geschirr weg. Von draußen drang eine ungeduldige Männerstimme in die Küche und rief nach Tommaso.

»*Dai, dai!*«, brüllte er zurück, stürzte im Stehen seinen Espresso hinunter und verließ das Haus.

Der Abend brach herein. Es hatte endlich aufgehört zu nieseln, und die letzten Wolken zogen ab. Sophia hatte den neuen dunkelblauen Minirock angezogen und dazu ein gelbes Top ausgewählt. Nun saß sie in der Küche und wartete auf Tommaso, der jeden Augenblick von der Spinnerei zurückkommen musste. Ihre wattierte Jacke lag griffbereit neben ihr auf dem Küchentisch, obwohl plötzlich Südwind über die Berge wehte und es unerwartet wärmer geworden war. Trotzdem, auf dem Motorroller konnte es nachts kalt werden.

Sophia sprang auf, als sie das vertraute Geräusch der Vespa hörte. Tommaso winkte ihr zu, als sie auf den Hof hinaustrat. »*Venga*«, rief er, »ich hab keine Lust, ewig zu warten«, und hielt ihr den Helm entgegen. Sophia kletterte umständlich auf den Sozius, klammerte sich mit beiden Armen an ihrem Bruder fest, und mit knatterndem Motor fuhren sie vom Gehöft. Tommaso hatte es offensichtlich eilig, denn er fuhr mit maximaler Geschwindigkeit. Es ging über die karge Hochebene, entlang sonnengegebter Hügel, vorbei an einzelnen Bauernhöfen, Wiesen und Äckern. Die hoch aufragenden Steilhänge des Bosco di Ficuzza, aus dem sich das eindrucksvolle Felsmassiv des Rocca Busambra jäh in den abendlichen Himmel emporreckte, wirkten im Zwielicht bedrohlich und abweisend. In den Wäldern von Ficuzza pflegten früher die Bourbonen-Könige zu jagen, und sie eigneten sich als ideale Schlupfwinkel für Viehdiebe. Heute war die Gegend beliebt bei den Mafiosi, um an einem entlegenen Ort die Leichen ihrer Opfer zu verscharren.

Der Himmel war aufgerissen und zeigte ein dunkles Blau. Blutrot leuchteten in der untergehenden Sonne die gezackten Felsstürze des Bergmassivs und bildeten einen spektakulären Kontrast zu den immer länger werdenden Schatten. Nach wenigen Kilometern tauchte vor ihnen die Silhouette Corleones auf: die Stadt der hundert Kirchen, der Mafia und der Grausamkeiten. Toto Riina führte hier das Regiment, verehrt, be-

wundert und gefürchtet, und keiner in der Stadt würde es wagen, über den allmächtigen Paten zu sprechen. In der Stadt nannte man ihn *u Curtu*, den Kurzen, die Presse dagegen hatte ihm einen anderen schmückenden Beinamen gegeben, *la Belva*, die Bestie. Mit einem Kopfnicken entschied er über Leben und Tod. Gleichzeitig führte er aus Angst, umgebracht zu werden, ein armseliges Leben, weil er keinen Spaziergang machen, sich nicht frei bewegen, nicht ruhig schlafen, nicht in einem Orangerhain sitzen konnte, um die Kühle des Abends und den Duft der Orangenblüten zu genießen. Auch darüber schwieg man.

In Sizilien herrschte die *omertà*, das ungeschriebene Gesetz des Schweigens. In Palermo und besonders in den abgelegenen Bergregionen lieferte sich der Staat schon seit Jahren einen hoffnungslosen Machtkampf mit den Paten. Staatsanwälte und Richter konnten sich nur mit einem gewaltigen Aufgebot an Polizeischutz bewegen, Journalisten nur unter höchster Lebensgefahr recherchieren, und jeder Schritt eines Carabinieri oder eines Uniformierten in der Stadt geriet zum unkalkulierbaren Risiko. Obwohl man *u Curtu* seit mehr als zehn Jahren per Haftbefehl suchte und er als flüchtig galt, übte er nach wie vor eine blutige Herrschaft in Corleone aus.

Eingebettet im Tal des Flusses Belice, zwischen rauhen Anhöhen und zerklüfteten Felsen, war die Stadt vor vielen Jahrhunderten als arabische Festung entstanden.

Tommaso näherte sich mit seinem Motorroller dem Cortese Saracena, einem unverwechselbaren Wahrzeichen von Corleone. Auf dem Felsrücken, dessen schwarze Kontur sich wie ein zum Kampf bereiter Katzenbuckel in den nächtlichen Himmel erhob, blitzten Lichter. Direkt auf der Klippe duckte sich der Festungsbau, der eine Zeitlang auch als Gefängnis gedient hatte. Dieses war von der Bevölkerung als ein mahnendes Bollwerk gegen Blut und Gewalt wahrgenommen worden, in Wahrheit hatte es nur symbolischen Charakter gehabt und diente heute als Museum.

Tommaso fegte in halsbrecherischem Tempo zwischen parkenden Autos und Marktständen über die Via Messina und bog nach wenigen Metern in die verschachtelte Altstadt ein. Das *grande spettacolo*, wie es hier genannt wurde, hatte sich bereits am Stadtrand mit bunten Wimpeln und fahngeschmückten Straßen angekündigt. Dutzende von Carabinieri versuchten, den infernalischen Verkehr zu regeln, endlose Autokolonnen bahnten sich hupend den Weg durch das Chaos.

Die Stadt glich einem Hexenkessel. Ihre Gassen, in den Berghang geschlagen, waren schmal und verschlungen wie Gedärm, und wenn von der Sahara her der feuchtheiße Schirokko wehte, herrschte hier eine Gluthitze wie in einem Backofen. Abertausende drängten und quetschten sich durch die verwinkelten Gassen in Richtung Piazza Garibaldi, dem Herzen der quirligen Kleinstadt. Tommaso kannte sich gut im Labyrinth der Altstadtgassen aus. Über einige Umwege gelangten er und Sophia endlich in die Via Umberto. Ab hier gab es kein Weiterkommen. Er hielt an, stellte den Motorroller am Straßenrand ab und befestigte die Helme mit einer Kette am Rahmen des Fahrzeugs. Lachend und übermütig scherzend schlenderten die beiden in Richtung der Chiesa Santa Maria. Direkt vor ihnen schmetterte ein Blasorchester einen Marsch, kam aber wegen des Getümmels kaum von der Stelle. »Wir nehmen die Via Miata, dann kommen wir von der anderen Seite zur Piazza«, entschied Tommaso und dirigierte seine Schwester in eine düstere Gasse. Sophia zögerte.

»Was ist? Hast du Angst?«, fragte Tommaso, dessen Augen anzusehen war, dass auch er sich nicht ganz wohl fühlte.

Die Gasse war wie leer gefegt. Die Schritte der beiden hallten an den Wänden wider. Sophias Blick streifte die Fenster der oberen Etagen, weil sie das Gefühl nicht loswurde, hinter den dunklen Scheiben beobachtet zu werden. Sie gingen genau durch jene berüchtigte Straße, in der Toto Riina vor zwei Monaten vier Männer regelrecht hatte abschlachten lassen. Jeder wusste es,

niemand sprach darüber, und viele mieden seither diesen Teil von Corleone.

Am Ende der Gasse öffnete sich der Blick auf die Piazza. Überall waren bunte Markisen herausgefahren, Hunderte Tische und Stühle hatte man vor den Bars und Restaurants aufgestellt, und beinahe jeder Platz war besetzt. Kinder belagerten Eisstände, in den Buden boten Händler lautstark Spielzeug an, Süßigkeiten und Zuckerwatte wurden an kleinen, bunten Wagen verkauft, und aus den Läden wummerten die Bässe der neuesten Hits. Überall roch es nach Pizza, gebratenem Lamm und Rosmarin. *La festa delle pecore*, das Ende der Schafschur, wurde ausgelassen gefeiert.

Tommaso blickte sich suchend um, dann entdeckte er vor der »Bar Messina« eine übermütige Gruppe junger Leute. Ivan, Enrico, Giancarlo und André, der wie immer die teuersten Markenklamotten trug, dazu die unverzichtbare Sonnenbrille. Der Sohn des Paten war natürlich der Mittelpunkt, krächte wie ein Gockel mit geschwellenem Kamm und tat alles, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, während die jungen Frauen ein paar Meter entfernt beisammenstanden und mit verstohlener Bewunderung den Sohn des Mafiapaten Fillone beobachteten.

Sophia gesellte sich zu den Mädchen, während Tommaso und die anderen lautstark und mit ausladenden Gesten beratschlagten, was man zuerst unternehmen wollte. André entschied. Natürlich! Der Palazzo Comunale. Eine bekannte Band aus Palermo hatte sich angekündigt. Jedenfalls drangen die wummernenden Bässe und die Stimmen der Sänger aus den mannshohen Lautsprechern schon bis zu ihnen.

Gemeinsam zogen sie los, quetschten sich durch die Menschenmasse und ergatterten schließlich Stehplätze vorn an der Stahlrohrrampe, auf der die Band spielte. André hatte zwei Flaschen Rotwein mitgebracht, die nun die Runde machten. Das Licht farbiger Punktstrahler hagelte wie explodierende Halluzino-

gene auf die Bühne. Spots zuckten wie Kugelblitze über die Köpfe der Zuhörer. Ein Scheinwerfer richtete sich auf die Leadsängerin, die in künstliche Nebelschwaden eingehüllt das Mikrofon malträtierte, als gelte es, die überfüllte Piazza mit maximaler Phonstärke niederzuringen, während nervenzerfetzende Gitarrentöne die Luft wie Peitschenschläge durchschnitten. Die Masse geriet in euphorische Verzückung und sang im Chor mit, als Adriano Celentanos Hit »*Non succederà più*« erklang. Musik und die Stimmen grölender Massen erfüllten die ganze Stadt und brachen sich erst in den kilometerweit entfernten Felswänden.

Sophia fühlte plötzlich unter ihrer Bluse eine feuchte Hand, die sich wie eine Klammer um ihre Brust schloss. In panischem Schrecken versuchte sie, sich aus dem Griff zu befreien, doch ein kräftiger Arm umfasste sie an Bauch und Hüfte. Heftig riss sie sich mit einer Drehung los, schrie auf und sprang zur Seite. »Was ist los mit dir?« Andrè grinste schmutzig. »Du fühlst dich gut an, La Nera! Klasse Beine!« Er pfiß anerkennend durch die Zähne.

»*Stronzo!*«, schleuderte sie ihm entgegen, sprang auf ihn zu und schien auf ihn einschlagen zu wollen. »Und für dich immer noch Sophia!« Andrè trat lachend einen Schritt zurück und schwenkte vor ihren Augen übermütig eine Weinflasche. »Du hast garantiert keinen Slip an, oder täusche ich mich?«

»*Idiota!*«

»Frigide Kuh«, johlte er und nahm einen tiefen Schluck. Sie spürte, wie Ekel und Hass in ihr hochstiegen. Ihre Augen sprühten wütende Funken. Unvermittelt wandte sie sich um und suchte Tommaso. Er stand nur wenige Meter von ihr entfernt. Eingekeilt von einer Menschenmasse blickte er gebannt zur Bühne.

»Tommaso!«, rief sie, so laut sie konnte. »Tommaso!«

»Verdammt, hab dich nicht so!«, brüllte Andrè ihr nach. »Was willst du mit deinem Bruder? Komm her, du Schlampe!«

Sophia reckte ihren Mittelfinger in die Höhe und spuckte auf den Boden. Doch André schien nicht im Geringsten beeindruckt zu sein. Sie musste Tommaso erreichen, bevor André noch unverschämter wurde. Doch kaum hatte sie einen Schritt getan, spürte sie seinen stahlharten Griff an ihrem Oberarm. »Weshalb so eilig, *carissima*?«, geiferte André, riss sie herum und stierte anzüglich auf ihre Brüste. »Wie geschaffen für die Liebe!«

Von kalter Wut ergriffen, sah sie André mit zuckersüßem Lächeln in die Augen. Blitzschnell biss sie ihn mit aller Kraft in die Finger, die sich in ihren Arm eingraben hatten. Sie schmeckte das süßliche Blut.

André riss seine Hand zurück und heulte wie ein Tier auf. »*Puttana*«, brüllte er. Tränen des Schmerzes schossen ihm in die Augen, und er tanzte unter dem zynischen Gelächter seiner Kumpane wie ein Derwisch auf der Stelle.

»Du musst ihn hochhalten, wenn es blutet!«, giftete Sophia und bedachte ihn mit einem höhnischen Blick.

»Das wirst du mir büßen«, schrie André wie von Sinnen und versuchte, mit dem Stoff seines Hemdes das Blut zu stillen. Sophia achtete nicht weiter auf ihn, sondern kämpfte sich durch die Leiber hinüber zu Tommaso. Er bemerkte sie erst, als sie ihn von hinten an der Schulter zog. Ihre Augen verrieten ihm sofort, dass etwas passiert sein musste.

»*Che c'è?*«, rief er und beugte sein Ohr zu ihr hinunter.

Wegen des Lärms drang ihre Stimme kaum zu ihm durch, als sie in völliger Auflösung schilderte, was ihr widerfahren war. Mit zusätzlichen Handzeichen machte sie Tommaso deutlich, dass sie gehen wollte. Er nickte ernst. Doch als sie sich umdrehte, blieb ihr Herz für einen Augenblick stehen. André stand direkt vor ihr, ein Taschentuch um den Daumen gewickelt, zwei seiner angetrunkenen Kumpane im Schlepptau. Sein Gesicht war zu einer wütenden Fratze verzerrt. Blitzschnell fuhr er mit der unverletzten Hand unter ihren Minirock und fasste

ihr in den Schritt. Sophia stockte der Atem. Ihr Aufschrei blieb im Hals stecken. Dann blickte sie in Tommasos Augen, der ungläubig die Szene verfolgt hatte. Im selben Moment wusste sie, dass dieses Fest schrecklich enden würde. Im Bruchteil einer Sekunde stürzte sich ihr Bruder wie ein blindwütiger Büffel auf Andrè und streckte ihn mit mehreren Faustschlägen nieder. Zwei kräftige Männer griffen geistesgegenwärtig ein und warfen sich zwischen die Kontrahenten, während ein dritter versuchte, den vor Wut schäumenden und um sich schlagenden Tommaso von hinten festzuhalten.

»Verrückter!«, schrie der Mann, der Tommaso in den Schwitzkasten genommen hatte, ihn aber nur mit Mühe festhalten konnte. »Weißt du überhaupt, was du da tust?«

Mit zwei heftigen Tritten mit der Hacke befreite sich Tommaso aus der Umklammerung und zog blitzschnell ein Springmesser aus der Tasche. Eine blitzende Klinge schnellte aus dem Messergriff. Menschen schrien auf und bildeten einen Kreis um die Gegner. Geduckt und mit katzenhaften Schritten näherte er sich Andrè, der aus der Nase und an der Hand blutend am Boden lag.

»*Sei morto*«, drohte Andrè mit wutverzerrtem Gesicht. »Du bist so was von tot ...!«

Sophia erwachte aus ihrer Erstarrung, warf sich auf ihren Bruder und umfasste ihn, so fest sie nur konnte. »Lass ihn in Ruhe! Mach dich nicht unglücklich!« Sie suchte seine Augen, die sich zu schmalen Schlitzern zusammengezogen hatten. »Ich will nach Hause!«, schrie sie ihm aus Leibeskräften ins Gesicht und schüttelte ihn mit beiden Händen. »Bitte!« Ihr flehender Blick schien Tommaso wieder zur Besinnung zu bringen.

Wie in Trance ließ er die Klinge zurückspringen und das Messer in die Hosentasche gleiten. Energisch nahm Sophia seine Hand und zog ihn entschlossen hinter sich her. Sie war nur von einem einzigen Gedanken geleitet: so schnell wie möglich weg von hier!

Vor den Stufen der Chiesa Santa Maria warf sie noch einmal einen Blick zurück in Richtung Bühne. Andrè war von der Masse verschluckt worden. Sie atmete auf. Schweigend eilten die beiden in die Via San Leonardo und schlugen dann den Weg durch ruhigere Gassen ein.

»Was ist genau passiert?«, fragte Tommaso in die Stille.

»Ich will nicht darüber reden«, entgegnete Sophia abweisend.

»Sag es mir!«, donnerte er sie unbeherrscht an.

»Er hat mich betatscht, mir an den Busen und in den Schritt gefasst.«

»Andrè wird dafür bezahlen«, erwiderte Tommaso mit düsterer Entschlossenheit.

Sie schüttelte energisch den Kopf, als wollte sie sagen, dass sie nichts mehr davon hören wollte. »Und später wirst *du* dafür bezahlen! Du weißt genau, mit wem du es zu tun hast!«

»Ich habe keine Angst vor ihm.«

»*Stupidità*«, erwiderte Sophia. Ihre Stimme klang müde und niedergeschlagen.

Während sie schweigend durch die fast menschenleeren Gassen liefen, vermied Sophia es, ihren Bruder anzusehen. Andrè Hand brannte immer noch wie ein Brenneisen zwischen ihren Schenkeln. Dass sie ihn in die Finger gebissen hatte, konnte das Gefühl ihres Ekels und des Schmutzes nicht beseitigen. Sie zitterte nach wie vor am ganzen Leib, als sie endlich in der Via Umberto ankamen, wo Tommaso die Vespa abgestellt hatte. Auch hier feierten die Menschen ausgelassen, lachten, tranken und tanzten. Der kühle Abendwind trug die übermütige Melodie einer Tarantella über die Senke und verlieh der Szenerie eine romantische Atmosphäre.

Tommaso startete den Motorroller, wendete und schlug den Weg zum Stadtrand ein. Sie mussten einen kleinen Umweg nehmen, da die Polizei die Ausfallstraße nach Rosario gesperrt hatte. Sophia schmiegte sich eng an den Körper ihres Bruders und schloss die Augen. Der kühle Fahrtwind schien den bösen

Schatten des Erlebten zu zerstreuen. Das gleichmäßige Knattern des Motors und die Körperwärme ihres Bruders waren beruhigend und vermittelten ihr ein Gefühl der Sicherheit und der Erleichterung. Tommaso nahm die erste Steilkurve zur Bergkette der Montagna Vecchia, einem zerklüfteten Bergzug, der von dem Cascata delle due Rocche, einem rauschenden Wasserfall, geteilt wurde. Sein kochender Strudel verschwand in einer Spalte des geheimnisvollen Gole del Drago, dem Drachenloch, wie es in der Bevölkerung genannt wurde.

Hinter sich hörte Tommaso ein lautes Motorengeräusch, das sich rasch näherte. Radierende Reifen und schnelles Schalten eines hochgezüchteten Motors hallten von den Steilwänden des Rocca Busambra wider. Sekunden später wurde seine Vespa von Scheinwerferlicht erfasst und von einem gelben Porsche Cabrio überholt. Johlendes Freudengeschrei junger Männer ertönte. Die Füße auf den Notsitzen, saßen sie auf dem Fahrzeugheck und schwenkten übermütig Weinflaschen in ihren Händen.

Sophia erstarrte, als sie kreischende Bremsen hörte und Tommaso gezwungen war, abrupt anzuhalten. Der Geruch verbrannten Gummis lag in der Luft. Andrès gelber Sportwagen stand quer zur Straße.

»Wir waren noch nicht fertig miteinander«, rief Andrè und sprang mit einem Satz aus dem Cabrio, griff hinter den Beifahrersitz und holte eine Schrotflinte hervor. Giancarlo, einer seiner Freunde, der neben ihm gesessen hatte, folgte ihm mit aufreizendem Kichern.

Ivan und Enrico, zwei Halbstarke, brachten schon in ihrem jungen Alter alle Voraussetzungen mit, traurige Berühmtheiten zu werden. Sie hatten auf dem Heck des Porsche gesessen, waren ebenfalls aus dem Wagen gesprungen und kamen mit unheilversprechenden Mienen auf Sophia zu. Die Hände tief in die Hosentaschen vergraben und mit anzüglichen Blicken versammelten sie sich um Andrè. Auf sein Zeichen hin umrunde-

ten sie Sophia, die sich ängstlich an Tommasos Arm festkrallte. Instinktiv ahnte sie, was auf sie zukommen würde. Die Kerle waren angetrunken, und eine ungehemmte Lüsternheit lag in ihren Blicken.

»Jetzt nehmen wir uns die Kleine vor!«, schrie Giancarlo.

»Seid ihr verrückt geworden?«, brüllte Tommaso außer sich vor Erregung. Sie sprangen vom Roller, und Tommaso ließ ihn achtlos zur Seite fallen. »Stell dich hinter mich!«, zischte er.

»Provoziere sie nicht!«, flüsterte Sophia flehentlich. »Bitte!«

»Überlass das mir«, wandte er sich an seine Schwester. Entschlossen zog er sein Messer aus der Tasche. »Ich mach sie fertig, wenn sie dir zu nahe kommen.«

Andrè hatte sich mit der Flinte in der Armbeuge bedrohlich genähert und baute sich vor Tommaso auf. Seine Augen flackerten hasserfüllt. »Steck es ein! Ich schieß dich ab wie einen kranken Hund.«

»Du bist ein kleiner Scheißer, der sich hinter seinem Vater versteckt«, erwiderte Tommaso ruhig und ließ das Messer aufspringen. Die Klinge blitzte im Licht des Vollmondes. »Wahrscheinlich ist das Ding nicht einmal geladen.«

»*Guarda!*«, brüllte Andrè vor Wut schäumend und hielt Tommaso seine verbundene Hand, deren Verband inzwischen blutdurchtränkt war, unter die Nase. »Siehst du das? Das wird sie mir büßen!«, drohte er und warf Enrico, Ivan und Giancarlo einen entschlossenen Blick zu. »Und du wirst dabei zusehen! Ich werde diese Hure schwängern ...« Wieder wechselte er schnelle Blicke mit den jungen Männern, die feixend neben ihm standen. »An den Baum mit ihm!«, befahl er. »Und bindet ihn gut fest! Ich will, dass er alles genau mitkriegt.«

Sofort stürzten die sich auf Tommaso. Er wurde von den Beinen gerissen, bevor er auch nur im Mindesten reagieren konnte. Ivan stemmte ihm das Knie auf die Kehle, und Giancarlo wand ihm das Messer aus der Hand, während Enrico sich auf seine Beine geworfen hatte und sie umklammerte.

»Du wirst deine Freude haben, Arschloch!«, hörte er André mit triumphierender Stimme sagen.

»Lauf, Sophia!«, krächzte Tommaso verzweifelt, weil ihm Ivans Knie die Stimme abschnürte.

»An den Stamm mit ihm!«, befahl André und deutete auf einen Olivenbaum, der einige Meter von der Straße entfernt vor einer Felswand stand. Die drei kräftigen Kerle packten Tommaso, der sich wie ein Berserker wehrte. Nach kurzem und verbissenen Kampf, bei dem er Giancarlo mit voller Wucht in den Unterleib getreten und Enrico einen Faustschlag verpasst hatte, wurde er aber überwältigt.

Enrico war zum Auto gerannt und brachte ein Kunststoffseil. Wenige Augenblicke später war Tommaso am Olivenbaum festgezurr. Die Fesseln schnürten ihm das Blut in den Handgelenken ab. Trotzdem gebärdete er sich wie ein Wahnsinniger, zerrte am Seil, als wollte er den knorrigen Stamm des Baumes entwurzeln.

Tommaso brüllte sich die Seele aus dem Hals, als er zusehen musste, wie sich Giancarlo und Enrico auf Sophia stürzten, sie packten und zu Boden warfen.

»Er soll zusehen!«, rief André seinen Kumpanen zu. »Los, helft mir, zieht sie aus! Den Rock, runter mit ihm! Er soll etwas davon haben!«, befahl er voller Begeisterung, kniete sich auf Sophias Brust und drückte ihr den Hals zu. »Jetzt kannst du miterleben, wie wir es deinem hochnäsigen Schwesterchen besorgen.«

Sophia kratzte, biss, tobte und strampelte. Sie spuckte und wand sich vergeblich in Andrés Umklammerung. Seine kräftigen Hände würgten ihr gnadenlos die Luft ab, bis ihr schwarz vor Augen wurde. »Verdammt, Ivan! Halte sie fest! Schnapp dir ihre Beine!«

Johlend und lachend bändigten sie Sophia, deren Kräfte allmählich nachließen. Enrico stand feist daneben und weidete sich an Sophias panischer Angst, während die zwei anderen ihre Arme und Beine festhielten.

Enrico trat hinzu, riss ihr die Bluse auf und fuhr in ihren Büstenhalter. »*Madonna, che bella tetta!*« Er lachte begeistert und griff sich provokativ in den Schritt. »Andrè! Greif sie dir!«

Sophia mobilisierte in verzweifelter Angst noch einmal alle Kraft, wand sich wie eine wütende Schlange, um dem Unheil zu entkommen. Eine sich anbahnende Ohnmacht drohte ihr die Sinne zu rauben. Giancarlo zerrte mit beiden Händen an ihrem Rock, während Enrico die Träger des Büstenhalters mit Tommasos Messer aufschnitt.

Tommaso brüllte wie ein Ochse und riss sich die Handgelenke an den Fesseln blutig. Schier wahnsinnig vor Hilflosigkeit, stieß er die wüstesten Drohungen aus, die die vier Kerle freilich mit hämischem Lachen quittierten.

»Kniet euch auf ihre Arme!«, befahl Andrè. Er beugte sich hinunter und riss Sophia mit einem einzigen Ruck den Slip vom Leib. Für einen Augenblick ließ er von ihr ab und stierte erregt auf ihre Scham. »Ist sie nicht scharf, diese *Puttana?*«, grölte er und fiel über sie her. Er stach mit seinen Fingern in sie hinein. Sophia heulte auf. »*Merda!* Haltet ihr die Schnauze zu!« Andrè öffnete seinen Gürtel und ließ die Hose herab. Brutal zwängte er sein Knie zwischen ihre Schenkel. »Verdammt, mach deine Beine auseinander!«, keuchte er wie von Sinnen. »Ich bring dich um, wenn du dich wehrst.«

Giancarlo hatte sich neben Sophia auf den Boden gekniet. Seine Hände schlossen sich wie ein Schraubstock um ihren Hals. Ivan und Enrico zerrten ihre Beine auseinander.

Sophias Blick kreuzte sich für einen verzweifelten Augenblick mit dem ihres Bruders. Das schiere Entsetzen stand in seinen Augen. Ihr Schrei hallte von den Felswänden des Rocca Busambra wider. Dann zog eisige Kälte in ihren Körper und tötete ihre Seele.

Andrè stieß zu. Hart, brutal, erbarmungslos.

Sophia winselte nur noch leise und verfiel in einen apathischen Zustand.

»Na, wie gefällt dir das? Gib zu, dass du es brauchst!«, keuchte André.

Sie biss sich die Lippen blutig. André quittierte ihr Stöhnen mit höchster Erregung und bewegte sich wie eine Maschine, deren Hammerschläge durch ihren ganzen Körper dröhnten.

Scheinwerfer näherten sich plötzlich. Die jungen Männer wurden vom Licht erfasst und erstarrten für einen Augenblick. In Sophia keimte Hoffnung. Es kommt Hilfe, dachte sie und schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass der Wagen anhalten würde. Unter Aufbietung ihrer letzten Kraft versuchte sie, sich aufzurichten. André's Faustschlag traf sie wie eine Keule. Hart schlug sie auf dem Boden auf und spürte, wie das Blut aus ihrer Augenbraue schoss und über ihr Gesicht lief.

Wie durch dichte Nebel nahm sie wahr, dass das herannahende Auto bremste und sich hupend an dem quer stehenden Sportwagen vorbeiquetschte. Als sie hörte, wie sich das Auto wieder entfernte, brach eine Welt in ihr zusammen. André hatte für einen Augenblick innegehalten. Als sich die Rücklichter in der Nacht verloren, stürzte er sich erneut wie ein Tier auf Sophia. Enrico und Ivan feuerten ihn an und klatschten vor Freude in die Hände, während Sophia schier ohnmächtig vor Schmerzen die Tortur ertrug. Sie flehte die Madonna an, als André sich endlich in ihr ergoss. Lass es aufhören, bitte, lass es aufhören! Das war ihr letzter klarer Gedanke, bevor sie in die erlösende Ohnmacht fiel.

Als sie die Augen wieder aufschlug, drangen wie aus weiter Ferne die verzweifelten Schreie ihres Bruders an ihr Ohr, als kämen sie aus einer anderen Welt. Nur allmählich nahm sie ihre Umgebung wahr. Mit zerrissener Bluse und entblößtem Unterleib lag sie auf der Erde und wünschte, sie wäre tot.

André stand mit gespreizten Beinen über ihr und betrachtete sie höhnisch. »Mach, dass du verschwindest, *Puttana!* Hau ab! Lass dich nie mehr in Corleone sehen ...!«

Apathisch und kaum fähig, sich zu bewegen, versuchte sie, sich

zu erheben. Wie in Nebelschleier eingehüllt, registrierte sie, dass André seine Hosen hochzog und das Hemd in den Bund stopfte. Dann beugte er sich über sie und spuckte auf ihre nackte Scham. »Mach, dass du verschwindest! Und wehe, du machst die Klappe auf! Dann bist du dran!«

Sophias Magen revoltierte. Sie krümmte sich auf der Erde zusammen und erbrach sich.

»Kotz mir nicht auf die Schuhe!«, schrie André angewidert. Sie hörte das widerliche Lachen der Männer nicht mehr. Alles schien weit weg und drang nur als Rauschen an ihr Ohr. Meter für Meter schleppte sie sich in Richtung Straße, richtete sich auf, stolperte und fiel vornüber in den Dreck. Ihr zerschundener Körper schmerzte, als sei sie im glühenden Rost einer Feuerstelle gelandet. Mehr kriechend als gehend entkam sie in die Dunkelheit der Nacht. Sie hatte ihre Unschuld und ihre Ehre verloren.

André verfolgte sie mit den Augen und wartete, bis sie aus dem Blickfeld verschwunden war. Dann bückte er sich und hob die Schrotflinte auf. »Bindet ihn los!«

Seine Kumpane gehorchten sofort. Sie lösten Tommasos Fesseln und sprangen mit einem Satz zur Seite.

Mit triumphierendem Grinsen richtete André die Lupara auf Tommaso. »Lauf!«, brüllte er und klatschte sich vor Vergnügen auf die Schenkel. »Lauf! Mal sehen, wie weit du kommst ...«